



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das muß Ihnen als Schiedsrichter, der die Wahrheit sprechen soll, ganz gleichgiltig sein, versetzte Frau Helene.

Nun dann, wenn mir kein Ausweg gelassen wird, so vernehmt meinen Schiedsspruch: Wir mögen gehen, zu welcher Kirche wir wollen, als denkende Menschen unsrer Zeit sind wir imstande, die katholische wie die protestantische und die dreiundsechzig andern Kirchen der Welt zu begreifen und zu würdigen und dabei ein jeder das seinige sich zu denken und im stillen der einen, großen Religionsgemeinschaft anzugehören, der jeder vernünftige Mensch angehört.

Und welche ist das? fragte seine Frau.

Das sagt eben ein vernünftiger Mensch nicht, erwiderte der Doktor.

Bravo, Doktor; wie gut Sie Ihren Lord Beaconsfield kennen! Diese Stelle aus dem „Eudymion“ ist mir auch unvergeßlich, rief die junge Frau und klatschte in die Hände.

Ach, du bist ein böser Mann, schmolte die Deutsche; nun habe ich deinetwegen die Wette verloren.

Das freut mich im Interesse deiner schönen Freundin. Lerne von ihr!

Damit gingen wir zur Veranda zurück, den wiederholten Rufsen Sansens folgend, der dort eine duftende Bowlé bereitet hatte.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Streiken. Der kürzlich in Wien abgehaltene sozialdemokratische Parteitag, auf dem sich wieder „Doktoren“ mit sprechenden Namen, wie Ellenbogen, Adler u. s. w., durch ihren großen Mund hervorthaten, hat wenigstens ein praktisches Ergebnis gehabt. Nachdem der Wahnsinn einer allgemeinen Arbeitseinstellung („Generalkstreik“) von der Mehrheit nicht beschloffen worden war, wurde wenigstens eine Kraftprobe durch den Ausstand der Gasarbeiter versucht. Die Wahl des Kampfplatzes war nicht ungeschickt, da die Verhängung von Finsternis über eine ganze große Stadt in der That unsägliche Schwierigkeiten hervorrufen und den Anhängern der Propaganda der That allerlei Wirkungskreise eröffnen konnte. Desto weniger überlegt war die Wahl des Vorwands: die Entlassung eines Arbeiters, zu dessen Wiederaufnahme die Gasgesellschaft gezwungen werden sollte. Selbstverständlich konnte diese auf das Ansinnen nicht eingehen, aber auch die Bewohner von Wien mußten einsehen, daß einem solchen Übermuth gegenüber alle Sympathien mit dem Arbeiterstande zurückzustehen hatten. Die Sache nahm denn auch den herkömmlichen Verlauf. Nach einigen Tagen, wo der Dienst durch außerordentliche Kräfte versehen, aber auch alle Vorkehrungen getroffen worden waren, mit Hilfe der Behörden und der Bevölkerung das äußerste zu überwinden, traten die halbwegs Rückterten noch rechtzeitig den Rückzug an, viele werden brotlos geworden, viel Geld

wird verpufft worden sein — zu Ehren der Schürer und Schreier, die niemals die eigne Haut zu Marke tragen. Leider ist zu befürchten, daß auch diese Lehre die Massen nicht zur Vernunft bringen werde. „Ein andermal wird's doch glücken, und das Ziel bleibt Gewalt Herrschaft des Proletariats.“ Wie viele ernsthaft an die Möglichkeit einer menschlichen Gesellschaft ohne Familie, ohne höhern Lohn für höhere Leistung, ohne Eigentum u. s. w. glauben, das wäre schwer zu ermitteln; aber es wird weiter agitirt und revoltirt werden unter diesem Feldgeschrei. Dieser Zustand rückt die Frage nahe, ob das Verhalten des Bürgertums ihm angemessen sei. Dem Proletarier sind alle politischen Rechte eingeräumt worden, der Staat hat sich selbst und allen besitzenden Klassen schwere Lasten zur Entschädigung der Enterbten auferlegt; alle Zugeständnisse werden geringschätzig als ungenügende Abschlagszahlungen hingegenommen und als Waffen in dem Vernichtungskriege gegen das Bürgertum benutzt. Darf unter diesen Umständen noch Wohlthätigkeit geübt werden wie früher? Wohlthaten und mitzuteilen ist Menschen- und Christenpflicht im Frieden, aber auch der beste Mensch wird nicht in der Schlacht den Feind mit Munition versorgen, wenn sie ihm ausgeht, ihm aufs Pferd helfen, wenn er gestürzt ist. Zu den allgemeinen Rechten gehört auch das Recht, die Folgen seines Thuns selbst zu tragen, und das Erbarmen kann erst nach dem Siege zu Worte kommen. Ob die Wohlthätigkeit verständig oder, wie so oft, fahrlässig geübt wird, ist in dieser Frage ohne Belang. Streik gegen Streik!

Eine Dienstbotensteuer. Bei dem Bestreben, Staat oder Reich neue Einnahmequellen zu erschließen, taucht dann und wann auch die Dienstbotensteuer auf. Auch die Grenzboten haben sie vor kurzem in Erwägung gezogen. Ein bedrängter Familienvater aber sieht die Sache doch von einer andern Seite an. Die Dienstbotensteuer würde im wesentlichen abermals eine Prämie auf das Junggesellentum bilden. Unter gleichen Vermögensverhältnissen braucht der Familienvater jedenfalls mehr Bedienung als der Junggeselle, der sich in den meisten Fällen mit einer Aufwärterin begnügen wird. Je mehr der Kindersegen wächst, desto mehr Bedienung wird notwendig; und wird die Frau gar gebrechlich, so muß eben die bisher von ihr verrichtete Arbeit durch eine andre Kraft verrichtet werden. Die dazu nötigen Mittel müssen oft mit großen Entbehrungen aufgebracht werden. So würde diese Steuer am schwersten auf den Familien lasten, die der Berücksichtigung am meisten bedürften. Daß es viele Herrschaften gebe, die sich mehr Dienstboten halten, als nötig sind, wird man unter den heutigen Verhältnissen kaum annehmen dürfen. Aber selbst solcher Luxus müßte viel eher prämiirt als besteuert werden, denn in einer Zeit, wo so viele hungernde und arbeitslose Menschen dem Staat und der Gemeinde zur Last fallen, verdient jeder Lob, der es unternimmt, für eines andern Menschen Unterkommen, Beköstigung und Bekleidung zu sorgen. Die Dienstbotensteuer hat Sinn in einem Lande wie Amerika, wo es an Arbeitskräften fehlt, aber nicht bei uns, wo so viele Unglückliche zu Grunde gehen, weil sie keine Beschäftigung finden.

Der Wert gerichtlicher Entscheidungen. Zu den Bemerkungen hierüber in Nr. 12 der Grenzboten geht uns aus Richterkreisen folgende Entgegnung zu.

Daß gerichtliche Urteile nicht selten bedenklich, ja mitunter geradezu falsch sind, und daß die Ursache davon nicht immer nur in der Schwierigkeit des Sachverhalts und der Rechtsfrage, sondern auch in der Lässigkeit, Trägheit oder Unkenntnis des Richters liegt, ist Thatsache. Diese Thatsache ist in der Unvollkommenheit aller

menschlichen Einrichtungen und Handlungen begründet. Sie nicht nur zu bedauern, sondern ihr auch nach Kräften entgegenzuarbeiten, ist deshalb ein sehr löbliches Bestreben. So ist denn z. B. die Frage, ob die Ordnung unsers Prozeßwesens wirklich die besten Befehle zur Vermeidung jenes Übelstandes an die Hand gebe, gerade in den Grenzboten (namentlich im Anschluß an die Arbeiten Währes) schon wiederholt erörtert worden.

Was aber, darüber hinausgehend, der Einsender jener Bemerkungen von der angeblichen Unverantwortlichkeit der Richter sagt, ist so haltlos, daß gar nicht zu begreifen ist, woher der Einsender seine Wissenschaft geschöpft hat.

Zunächst haftet nach gemeinem Recht und nach der gesetzlichen Bestimmung des preussischen Landrechts, also in dem überwiegenden Teil von Deutschland, der Richter, auch bei seiner Spruchthätigkeit, der dadurch benachteiligten Partei für allen Schaden, nicht bloß aus etwaiger absichtlicher Rechtsbeugung, sondern auch aus grober Nachlässigkeit.

Völlig unzutreffend ist ferner die Behauptung, daß der Richter, der ein sinnloses Erkenntnis gefällt hat, auch von seinen Vorgesetzten nicht die geringsten Nachteile zu gewärtigen habe, daß er also nicht dafür verantwortlich sei. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland irgend einen Staat giebt, wo diese Behauptung des Einsenders zuträfe; für Preußen und die meisten andern Staaten gilt sie keinesfalls. Mir sind Fälle bekannt, wo Amtsrichter auf eine Beschwerde wegen einer aus Rechtsunkenntnis oder Nachlässigkeit hervorgegangnen falschen Entscheidung von ihren Vorgesetzten eine Zurechtweisung erfahren haben, wie sie der Einsender nur wünschen kann. Wenn dazu auch nicht jeder Fall angethan ist, glaubt der Einsender etwa, daß sinnlose oder auch nur bedenkliche Entscheidungen, wenn sie durch eine Beschwerde zur Kenntnis der Vorgesetzten kommen, deren Meinung über den Richter nicht beeinflussen, daß sich nicht auch der Richter dadurch seine Laufbahn verdürbe? Allerdings kann der Richter nicht so leicht wie der Verwaltungsbeamte seiner Stellung enthoben, zur Disposition gestellt oder „im Interesse des Dienstes“ an einen andern Ort versetzt werden. Kommen aber mehrere „sinnlose“ Entscheidungen vor, so hat auch für den Richter das letzte Stündlein geschlagen. Wegen eines einzigen Fehltritts aber wird wohl auch der arme Verwaltungsbeamte nicht gleich aus Amt und Würden kommen, ja zuweilen soll es ihm gelingen, durch gesteigerte „Schneidigkeit“ und Strebertum „seinen durch eine unüberlegte, verkehrte Entscheidung begangnen Fehltritt“ wieder zu sühnen.

Und nun noch ein Wort zu dem Mittel der Abhilfe, das der Einsender vorschlägt. Auch ich bin für eine unnachsichtige Kritik aller in das öffentliche Leben eingreifenden Maßregeln, seien es nun polizeiliche Anordnungen oder gerichtliche Entscheidungen oder was sonst. Ein solche Kritik gerichtlicher Entscheidungen ist aber auch gar nichts neues. Gerade in den Grenzboten sind schon häufig Entscheidungen des höchsten Gerichts einer sehr strengen Kritik unterzogen worden. Und was gegen das Reichsgericht recht ist, das wird wohl gegen den Einzelrichter (gegen den sich offenbar die Bemerkungen in Nr. 12 hauptsächlich richten) billig sein. Auch er wird sich also eine Kritik seiner „unsinnigen“ Entscheidungen wohl oder übel gefallen lassen müssen. Wenn dies bisher wenig geschehen ist und insofern der Vorschlag des Herrn in Nr. 12 den Reiz der Neuheit hat, so wird das wohl daran liegen, daß es schwerlich viel Zeitungen geben wird, die der Besprechung jeder zweifelhaften oder „unsinnigen“ Entscheidung irgend eines Amts- oder Landgerichts ihre Spalten öffnen werden, wenn es sich nicht gerade um einen Fall handelt, in dem der Sachverhalt oder die Rechtsfrage die öffentliche Meinung

ohnehin lebhaft beschäftigt. Gerade aus diesen Fällen kann man aber eine Lehre ziehen. Die Meinung der einen wird den andern, die die entgegengesetzte haben, stets unrichtig scheinen, und wer zu Übertreibungen neigt, der wird sie gern auch „unvernünftig“ und die ihr entsprechende richterliche Entscheidung „unfair“ oder „sinnlos“ schelten. Der aber, dem sie Recht giebt, wird sie als richtig preisen.

Aber noch ein andres Bedenken spricht gegen den Vorschlag: die nachträgliche Kritik kann der von der „sinnlosen“ Entscheidung benachteiligten Partei nicht zu ihrem Recht verhelfen; das wäre aber doch die Hauptsache.

Um die gewiß vorteilhafte öffentliche Erörterung von Rechtsfragen für das Prozeßverfahren nutzbar zu machen, empfehle ich dem Herrn Einsender eine kleine Änderung seines Vorschlags. Den Weg dazu weist uns das in Amerika und England so beliebte und neuerdings immer mehr verbreitete Verfahren, die schwierigsten Fragen, z. B. wer der bedeutendste Mann der Neuzeit sei (ob Bismarck oder Gladstone) oder welche Schöpfungen der Weltliteratur den größten Wert haben, durch die Zeitungen entscheiden zu lassen.

Diesen Fingerzeig benutze man und gehe kühn noch einen Schritt weiter. Statt des jetzigen mangelhaften und kostspieligen Prozeßgangs benutze man die Zeitungen. Die Parteien oder Anwälte legen ihren Rechtsstreit in einer Zeitung dar, die Redaktion unterbreitet die Frage ihren Lesern (ähnlich wie der Vorsitzende des Schwurgerichts den Geschwornen), sammelt die Entscheidungen, und die Mehrheit bestimmt den Sieg. Wie schön ließe sich da auch die Zuständigkeit regeln! An Stelle der Amtsgerichte träten die Kreis- und Lokalblätter, für die höheren Gerichte träten die Provinzialblätter ein, und die letzte Entscheidung ruhte natürlich in den Händen der Presse der Weltstadt. Welch ein Ausblick eröffnet sich uns da!

Selbst dem armen Verschollnen G. Belows in seiner Blockhütte muß bei dieser Aussicht das Herz wieder froher schlagen.

Historische und ästhetische Erziehung. Auf dem Historikertage in Leipzig sind fünf Thesen über die Stellung der alten Geschichte im gelehrten Unterricht angenommen worden, in denen in erfreulicher Weise der höhere Wert der historischen Bildung gegenüber der rein philologischen anerkannt wird. Man ist darüber einig gewesen, daß alle Lektüre auf dem Gebiete des Altertums im weitern Sinne historische Quellenlektüre sei. Leider ist in diesen Thesen die einzige Stelle, die darauf hinwies, daß neben der historischen Bildung auch die ästhetische im Geschichtsunterricht gepflegt werden könne und solle, ausdrücklich ausgemerzt worden. Die an vierter Stelle veröffentlichte (Hannafsche) These hieß nämlich ursprünglich: „Die ästhetische Erziehung fordert, daß auch die Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der bildenden Künste an der Hand geeigneter Anschauungsmittel als wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte der Jugend vorgeführt werden.“ Auf Antrag eines Dr. Tiefgang wurde der Obersatz hiervon abgestoßen und der These die Form gegeben: „Die Leistungen der Griechen auf den Gebieten der bildenden Künste sollen an der Hand geeigneter Anschauungsmittel als wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte der Jugend vorgeführt werden.“ Gewiß war die doppelte Begründung in der Hannafschen Fassung („Die ästhetische Erziehung fordert“ und „als wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte“) vom Übel; das wichtigere aber war die voranstehende Forderung, es wäre also besser das Einschließel „als wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte“ weggefallen, zumal da es sich von selbst versteht.

Die Gefahr einer einseitig historischen Bildung ist eine materielle Weltauffassung und Lebenshaltung. Wer alles nur von dem evolutionistischen Gesicht-

punkt aus betrachtet, wer auf dem Gebiete der Kunst, der Sitte, der Sprache, des Staatslebens und wo es sonst noch sein mag, seinen Standpunkt nur nach der Erwägung bestimmt: früher war es so, dann hat man es einmal so gemacht, heute machen wir es so, der kommt gar nicht auf den Gedanken, ein Werturteil über diese verschiedenen Zeiten zu fällen, geschweige denn, daß ihm einfallen sollte, seinen eignen Standpunkt für verbesserungsbedürftig zu halten. Besser und schlechter, gut und böse sind für ihn keine Gegensätze. Daß wir in dem Augenblick, wo diese Auffassung herrschend würde, schleunigst einpacken könnten, braucht hier nicht gesagt zu werden. Ein Geschichtsunterricht aber, der jeden andern Gesichtspunkt als den historischen verbannen wollte, der nur darauf ausginge, Verständnis für die Entwicklung der Dinge an sich zu wecken, den rein historischen Sinn zu schärfen und zu bethätigen, müßte Gefahr laufen, die Schüler geradezu in eine materielle Lebensauffassung hineinzuführen.*)

Zum Glück besteht Goethes Wort, daß das Beste an der Geschichte der Enthusiasmus ist, den sie erweckt. Nicht nur der patriotische Enthusiasmus: gerade die alte Geschichte wird für den Schüler ein starker Duell der Begeisterung. Der Sextaner, der von Herakles und Theseus, von Achill und Hector hört, ist entzückt von diesen Idealgestalten seiner Phantasie, und in den Zwischenstunden und auf der Straße weiß er nichts Besseres, als ihre Heldenthaten im kleinen nachzuahmen; auch die halb spitzbüßische Moral des Odysseus „liegt ihm“ recht gut. Und dem Primaner, der einen tiefern Einblick in die große perikleische Zeit Athens gewinnt, prägen sich aus dieser Zeit in den besten Schöpfungen griechischen Geistes unergängliche Ideale ein. Ideale aber zu schaffen, ist die höchste Aufgabe der Erziehung und ist eben das eigentlichste Gebiet einer „ästhetischen Erziehung“ des Menschen, wie sie Schiller gelehrt hat. Wir empfehlen Herrn Dr. Liesegang und den Historikern, die für ihn eingetreten sind, die Lektüre von Schillers Briefen über diesen Gegenstand.

Also auch die Erzeugnisse der bildenden Kunst aus der Blütezeit Athens sollen an der Hand geeigneter Anschauungsmittel der Jugend vorgeführt werden, aber nicht bloß „als wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte,“ sondern weil es „die ästhetische Erziehung fordert.“

Eine „Ehrrung“ für Virchow! Die ausgezeichnete taktvolle und patriotische Sprache, die unser nicht bloß bekannter, sondern auch berühmter Professor Virchow auf dem medizinischen Kongreß zu Rom geführt hat, erinnert eindringlich daran, daß endlich einmal auch in der Heimat diesem Vertreter deutscher Wissenschaft und Staatsbürgerschaft der Dank zu zollen sei, den er bisher auf allen Kongressen von den Grenzen Asiens bis Chicago von den Ausländern einzusammeln sich gezwungen gesehen hat. Professor Virchow, der sich nie vor einer Blöße gescheut hat, wenn es galt, seine politischen Ansichten an den Mann zu bringen, hat mit demselben Mute und derselben bewundernswürdigen Zähigkeit seit vielen Jahren die freiwillige Vertretung der deutschen Wissenschaft und überhaupt des deutschen Geistes bei Gelegenheiten übernommen, wo wissenschaftlicher Nutzen und wissenschaftliche Ehre nicht zu ernten waren, wenn auch die „Ehrrungen“ dabei hageldicht und oft hagelgroß fielen. Mit Vernachlässigung seiner politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ist er von einem Kongreß zum andern gereist und hat selbst

*) Wir verkennen andererseits nicht, wie wichtig die Bildung eines solchen historischen Sinns für jede gerechte Beurteilung der Vergangenheit wie der Gegenwart ist.

den zweifelhaften Ruhm nicht gescheut, unter die namhaftesten, bei manchen Gelegenheiten unentbehrlichen Kongreßschmarozer, Gewohnheitschrenpräsidenten und Nachtschredner gezählt zu werden. Mit Heroismus hat er sich der bei so hervorragender Stellung unvermeidlichen Pflicht unterzogen, über Dinge zu reden, die ihm, bei aller Achtung vor seiner Universalität sei es gesagt, fern liegen, ja sogar fremd sind, und sich dementsprechend wieder ansäufeln zu lassen. Die mit solcher Thätigkeit unzertrennliche Minderung des wissenschaftlichen Credits ist ihm als ein dem Wohl seines Volkes, ja der Menschheit dargebrachtes Opfer um so höher anzurechnen, als er schon in seiner frühern politischen Thätigkeit den Schein schwerer Niederlagen nie feige gemieden hat. Den weltgeschichtlichen Entwaffnungsantrag kurz vor dem 1870er Kriege gestellt und die politische Bühne dann nicht verlassen zu haben, ist ein Beweis von Unbeugsamkeit, der jeden Unbefangnen zur Bewunderung hinreißen muß. Und wenn wir von allem andern absehen, wie sähe es auf diesen Kongressen, die doch immer ein Endstadium Weltgeschichte bedeuten, aus, wenn Deutschland nicht durch Virchow vertreten wäre? Selbst die Philister, die ruhig zu Hause bei ihrer Arbeit bleiben und ärgerlich von unnötigem Geschwätz und eitelm Sichbreitmachen reden, müssen zugeben, daß es ein Verdienst ist, wenn den Kongreßschwägern anderer Völker ein deutscher zur Seite tritt. Scheuen wir uns nicht, es auszusprechen: ohne Reklame geht in der Welt nichts vorwärts, besonders nicht für den Einzelnen.

Unser Zartgefühl verbietet uns, deutlicher zu werden. Wir fordern unsre Leser, die nun genügend unterrichtet sind, zu Vorschlägen auf, wie der Vielverdiente zu „ehren“ sei. Orden, Titel, Diplome, Lorbeerkränze und Bürgerkronen hat der gefeierte Mann des Volkes im Überfluß. Der Vorschlag muß unsre Aufmerksamkeit womöglich auf etwas noch nicht Dagewesenes richten, das so getragen werden kann, daß es immer hervortritt, auch auf Reisen, und von allen auf Präsidialdistanz wahrgenommen werden kann.

Bücherliebhaber. Es ist noch nicht lange her, da wurde ich einmal durch ein Sendschreiben beglückt, das den Poststempel einer österreichischen Universitätsstadt trug. In dem Briefe wurde mir auseinandergesetzt, daß ein akademischer Bildungsverein, von dessen Dasein ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, den lebhaften Wunsch hege, meine sämtlichen Werke kennen zu lernen, und daß dieses Verlangen aufs einfachste gestillt werden könne, wenn ich mich entschließen wollte, ein Exemplar eines meiner Werke für die Bibliothek des Vereins zu stiften. Da mir nun die Freiemplare meiner Werke, mit Ausnahme eines einzigen durch häufiges Ausleihen einigermaßen erschöpften Exemplars treulos den Rücken gekehrt hatten, so ließ ich mich nicht verdrießen, in eine Buchhandlung zu gehen, eines meiner Werke käuflich zu erwerben, was für den Schriftsteller immer ein besondrer Genuß ist, ein Paket zusammenzuschüttern, was ohnehin zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehört, und es in den fernen Osten zu versenden, damit es dort Licht und Bildung verbreite. Der Dank vom Hause Osterreich blieb auch nicht aus. Ich erhielt eines schönen Tages einen gedruckten Rechenschaftsbericht, worin mein Name neben andern Größen als der eines hochherzigen Gönners bezeichnet war.

Nicht lange darauf kam in einer süddeutschen Residenz ein neugegründeter Schriftstellerverein auf den Gedanken, seinem Dasein und seinen Geldmitteln durch eine Verlosung von Büchern mit eigenhändiger Widmung der Verfasser aufzuhelfen. Dem an mich gerichteten Ansinnen des Vereinsvorstandes, auch ich möchte eines meiner Werke spenden, beillte ich mich, selbstverständlich in der schon oben geschil-

derten Weise nachzukommen. Wem das Glück, das „seine Gaben ohne Wahl und Billigkeit verteilt,“ meine Spende in den Schoß geworfen hat, ist mir unbekannt geblieben.

Dagegen beschlich mich wenige Wochen später ein Autographenmarder. Es war ein Kunstjünger in einer norddeutschen Handelsstadt, den der Wunsch besaß, etwas Handschriftliches von mir zu besitzen. Ich schrieb ihm einen kurzen Abschnitt aus einem meiner Bücher eigenhändig ab, wofür er sich höflich bedankte. Er fügte die Bitte bei, ich möchte ihm, da er zwar sehr viel bis alles, was von mir veröffentlicht worden sei, gelesen habe, aber wenig bis nichts davon besitze, eines meiner Werke bediziren. Als ich auch dies Verlangen gestillt hatte, schrieb er mir von einer Geschäfts- und Vergnügungsreise aus, daß er mein leibliches Angeficht zu schauen begehre; er stellte mir einen freundlichen und dauerhaften Besuch in Aussicht, woraus aber bis jetzt nichts geworden ist.

Vor einigen Tagen endlich wandte sich, wiederum von einer österreichischen Stadt aus, der Ausschuß eines akademischen Vereins an mich. Es sei, so wurde mir versichert, „von unendlicher Wichtigkeit,“ daß ich „einige meiner Werke“ der Bibliothek des Ausschusses einverleibe. Während die Bitte der an erster Stelle genannten Akademiker etwas von dem Stammeln des Säuglings an sich gehabt hatte, trat der „Ausschuß“ mit der behaglichen Sicherheit eines Jubelreises auf, der auf hundert Semester ersprießlicher Thätigkeit zurückblickt. Ich schlug beschämt die Augen nieder, da ich höchstens fünfundzwanzig Semester schriftstellerischer Wirksamkeit hinter mir habe. Da ich aber ein fühlendes Herz im Busen trage, so werde ich mich wohl auch diesmal meiner Lieblingsbeschäftigung, Bücher zu verpacken, wieder hingeben.

Nun soll man noch sagen, daß uns deutschen Schriftstellern inmitten unsers dornenreichen Daseins nicht auch Rosen blühen! Doch gestatten die Bücherliebhaber in Oesterreich und anderswo vielleicht die Bitte: No quid nimis! Denn erstens wollen doch unsre Buchhändler auch ihre kleinen harmlosen Freuden erleben. Und zweitens: wenn es so weiter geht, paßt auf uns kaum mehr der alte schöne Spruch:

Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo,
Qui sedet post fornacem
Et habet bonam pacem.

Einer der Jüngsten. Der liebenswürdige Aufsatz für „Freunde zeitgenössischer Litteratur“ in Heft 12 der Grenzboten hat zu der Entdeckung geführt, daß einer der dort gekennzeichneten Vertreter des jugendlichen poetischen Deutschlands noch als Primaner die Bank eines deutschen Gymnasiums drückt. Die Durchsicht der bisher erschienenen Nummern der „Neuen litterarischen Blätter,“ der „Monatsschrift der dramatischen Gesellschaft Psychodrama,“ hat dann ergeben, daß dieser Jüngling durch Beisteuer von Gedichten, Psychodramen und Kritiken ein ständiger Mitarbeiter dieser Zeitschrift gewesen ist. Auch gesteht er, der Versuchung der Eitelkeit nicht widerstanden zu haben, die in Gestalt des Fragebogens von Kürschners Litteraturkalender — wie er versichert, ohne sein Zutun — an ihn herantrat. Er ist auch nach Nr. 3, S. 30 Mitglied eines Zweigvereins der Gesellschaft Psychodrama geworden zusammen mit Fräulein Amelie Hörnig, deren Alter wir zu Gunsten des Schülers als ein gereiftes annehmen, und andern gleichgestimmten Geistern. Er hat sich aber, das soll nicht unerwähnt bleiben, leicht überzeugen lassen, daß sein Gebahren nicht nur der Schulordnung seiner Anstalt

gröblich zuwiderläuft, sondern daß es eine recht widerspruchsvolle Lage ist, des Tages selbst der Kritik zu harren, des Abends aber sich dafür schadlos zu halten, indem man selbst Kritiken für die Öffentlichkeit schreibt. Er hat auch reumütig versprochen, bis zu seiner nicht mehr fernen Entlassung zur akademischen und poetischen Freiheit die Hand von der Butte zu lassen und sich bis dahin mit dem Lobe zu begnügen, das seine zwar, wie sich jetzt erklärt, von dem litterarischen Erfolge etwas stark gehobnen, im Grunde aber erfreulichen deutschen Leistungen an der Schule finden.

Grober Unfug. Gott sei Dank! Es giebt was neues. Und schön ist es auch. Wunder schön. Kurze Sätze. Oder gar keine. Zwei Wörter. Vielleicht drei. Höchstens vier. Ganz ausnahmsweise fünf. Aber der Sinn? Sinn? Unsinn! So was altmodisches. Oh! soll es sein. Pshütt. Fin de siècle. Aber die Sprache? Du lieber Himmel. Was liegt an ihr? Kurz. Bündig. Schneidig. Stilvoll. So sind wir. Sinn und Sprache! Hahaha! Bonmot von vorgestern. Total unmodern. Tschau.

Wenn es nur wenigstens ein klein bißchen schwer wäre, in dieser blödsinnigen Weise zu schreiben, dann könnte man glauben, jene Narren wollten ihre Kraft üben. So aber giebt es für ein planloses Gewäsch gar keine bequemere Art als diese. In einem Roman, dessen Titel und dessen Verfasser der verdienten Dunkelheit entriffen werden würden, wenn ihre Namen hier stünden, in einem Roman, auf dessen Titelblatt aber die Jahreszahl 1894 steht, findet sich folgende Stelle: „Zimmer finsterer wurde es. Der Wind erhob sich. Erst leise. Dann wirbelnd. Schüchtern sah Emmy auf. Sie empfand keine Furcht. Sie war geborgen. Und Edgar? Der verzog keine Miene. Gleichmäßig tauchte er die Ruder ein. Gleichmäßig hob er sie. Das Boot schwankte. Da — ein greller Blitz!“ So geht es weiter. Hier und da kommt einmal ein Komma vor, ein Relativsatz oder gar ein Folgesatz oder ein Bedingungssatz, aber das sind seltne Ausnahmen. Alles übrige ist in dem öden, gedankenlosen Narrenstil gehalten wie die angeführten Zeilen.

Wer der erste Narr dieser Art war, wird sich wohl kaum ermitteln lassen. Aber zwei rührige Vorkämpfer dieses Narrenstils sind Hermann Bahr und Heinz (!) Tövöte. Sie wissen ihre küsternen Weibergeschichten nicht besser einzukleiden, als in Sätze von zwei bis fünf Wörtern und möglichst viel Ausrufezeichen und Gedankenstriche. Denn wo Gedanken fehlen, da stellt ein Gedankenstrich zur rechten Zeit sich ein. Die Zahl ihrer Nachtreter aber wächst alltäglich. Überall, in Zeitartikeln, Feuilletons und Romanfehen begegnet man dieser greulichen, manierirten, abgehackten Schreibart.

Bierfrühling. Die Neue Züricher Zeitung hat einen Ortsberichterstatter von lyrischem Schwung, das haben wir schon lange gemerkt. Wie kühn er aber neue Wörter zusammenzuwürfeln weiß, hat uns erst die Anzeige eines neubegründeten Biergartens in der „Blauen Fahne“ (gute Firma!) gezeigt. Da schreibt er: „Zn-mitten (!) erhebt sich auf einer Pyramide ein krummschnäbliger (!) Adler, laufschige Winkel, sprossendes Grün, Platz für beinahe vierhundert Gäste, mit einem Wort ein Bierfrühling im kleinen.“ Wie mag wohl ein Bierfrühling im großen aussehen? Wäre dieser Frühlingssdichter ein Münchner, so würde er sich wohl einen Josephstag (19. März) auf dem Salvator Keller darunter vorstellen. Weinherbst haben wir schon, es bleibt also noch Raum für den Sodawasserommer und den

Grogwinter, und dazwischen mag sich noch die traurige Übergangsjahreszeit des amerikanischen Dichters einschleichen:

It was the time of the year
When it is too warm for Whiskey
And too cold for Lagerbeer.



Litteratur

Deutsches Leben in der Vergangenheit von August Sach. Zwei Bände. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses

Eine willkommene Gabe: ein inhaltreiches Buch, das in übersichtlicher Gliederung ausgewählte Abschnitte aus der politischen und Kulturgeschichte, aus der Rechts- und Religionsgeschichte des deutschen Volkes im Mittelalter und in der Neuzeit darbietet und als Compendium deutscher Staats- und Privataltertümer eine glückliche Ergänzung oder Erweiterung der hierher gehörigen Werke von F. Scherr und G. Freytag ist. Das Volk und seine Stände, das Leben der Gelehrten, wie der Bürger, Land und Stadt, Arbeit, Spiel und Genuß, Glauben und Aberglauben, Sprache, Sitte, Wohnung und Tracht, Fürsten und Untertanen, Kaiser und Reich, Soldaten und Bauern, Geistes- und Gemütsleben, kurz die gesamte Entwicklung des deutschen Volkstums nach ihren Licht- wie nach ihren Schattenseiten wird uns hier in abgerundeten Bildern und in edler Sprache, teilweise in dem Wortlaut der Zeitstimmen, der Stadt- und Dorschroniken vorgeführt. Es würde zu weit führen, einzelnes aus der reich besetzten Tafel hervorheben zu wollen; nur so viel sei bemerkt, daß die religionsgeschichtlichen Abschnitte im zweiten Bande (z. B. Kirchliche Zustände und religiöse Anschauungen vor der Reformation; Aus der Zeit des Glaubenshaders; die lutherische Geistlichkeit im sechzehnten Jahrhundert; Aus der Zeit der Gegenreformation u. a.) besonders liebevoll gezeichnet und als besonders gelungen anzusehen sind. So wenig jemand die geschichtliche Bedeutung Friedrichs des Großen würdigen können, der nichts von seinem landesväterlichen Walten, von seiner Fürsorge für die Landwirtschaft, von seiner gewissenhaften Aufsicht über die kleinsten Dinge weiß (vergl. den Abschnitt: Eine Besichtigungsreise Friedrichs des Großen), so wenig wird einer das volle Verständnis der deutschen Geschichte haben, der nicht in diese „Kleinbilder“ eingedrungen ist. Nicht alle Zeiten freilich sind gleich eingehend geschildert; besonders ausführlich behandelt ist das gesellschaftliche und religiöse Leben des sechzehnten Jahrhunderts, namentlich der Reformationszeit, während das neunzehnte gegenüber dem siebzehnten und achtzehnten zu kurz kommt und, merkwürdigerweise! die Zeit der Befreiungskämpfe durch Abwesenheit glänzt.

Das Buch ist vorzüglich geeignet, die Liebe zur Heimat zu wecken, und durch Hinweisung auf die stets wieder zu Tage tretende tüchtige Natur des deutschen Volkes den Glauben an unseren geschichtlichen Beruf zu stärken, gedankenlosen Lobrednern der „guten alten Zeit“ durch Vorführung der trüben Bilder der Vergangenheit (z. B. des „Saufteufels“, oder des dreißigjährigen Kriegs, oder des Hexenwahns, oder des Räuberunwesens u. a.) zu zeigen, wie vieles die Gegenwart